Eine internationale Ehe

Von **Madame Bigot.**

(4. Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

Auch auf der andern Seite des Ozeans hatte es inzwischen an schweren Kämpfen nicht gefehlt. Joan fand große Schwierigkeit, Aufträge für ihre Portraits zu bekommen, und die Miethe für ihr Atelier drückte sie schwer. Sie zeichnete Weihnachtskarten und Illustrationen, sie verschmähte nichts, was in ihr Fach schlug, und trug ihr Unglück so heitern Sinnes, daß sie allgemein beliebt war.

Mattie war noch weniger glücklich. Daß sie keinen französischen oder italienischen Unterricht geben könne, sah sie sehr bald ein, denn die Stadt war mit viel besser vorgebildeten Lehrern und Lehrerinnen überschwemmt. So entschloß sie sich denn nach sechsmonatlichem vergeblichen Suchen nach lohnender Beschäftigung, als Maschinenschreiberin mit sehr bescheidenem Lohn ins Komptoir Blizzards, des ehemaligem Partners ihres Vaters einzutreten. Sie mußte dazu greifen, denn ihres Vaters Gehalt bei der Versicherungsgesellschaft war sehr gering.

Unter diesen Umständen konnte Miriam mit ihrer leeren Börse gar nicht daran denken, der Familie zur Last zu fallen, deren beschränkte Umstände zu theilen, sie sich zuerst geweigert hatte.

Einen tröstlichen Umstand aber gab es doch noch für das arme Mädchen. Clayron, der anfangs versucht hatte, ihr entschieden abzurathen, wurde jeden Tag hoffnungsvoller. Selbst sein geübtes Ohr entdeckte kaum noch etwas von dem ausländischen Accent, den er so unermüdlich bekämpft hatte, und wenn sie einen Auftritt mit ihm spielte, war er manchmal ganz entzückt. Eine warme, väterliche Zuneigung zu seiner Schülerin war in ihm erwacht, und seine Frau und seine Töchter, mit denen Miriam inzwischen bekannt geworden war, hatten die schöne Fremde sehr lieb gewonnen. Ihr Erfolg war eine Sache des Familienstolzes, und alle waren darüber einig, es sei ganz gut, daß sie nicht ins Konservatorium eingetreten sei, um dort dem ausgefahrenen Geleise zu folgen, denn unter der Leitung ihres Lehrers werde sie viel raschere Fortschritte machen. Der gute Clayron versuchte anzudeuten, daß er gern bereit sei, den Unterricht umsonst fortzusetzen, falls Miriams Mittel zu Ende gingen, aber diese wußte sehr wohl, daß die braven Leute selbst in sehr beschränkten Verhältnissen lebten, und sie war entschlossen, ihre fünf Franken für die Stunde zu zahlen, so lange ihr Geld vorhielt. Aber wie lange konnte das dauern? Sie wagte nicht, eine Berechnung anzustellen.

So vergingen einige Monate, als Miriam aus dem Benehmen ihres Lehrers den Schluß zog, daß er eine Ueberraschung für sie im Schilde führe. Er ließ sie eine sehr glänzende Rolle in einem modernen Schauspiel lernen und war dabei ganz besonders streng und schwer zu befriedigen. Endlich erklärte er sich nach langer Uebung für zufriedengestellt und rief seine Frau herbei, um sie die Probe mit ansehen zu lassen. Madame Clayron war ganz entzückt und konnte sich nicht enthalten, Lehrer und Schülerin zu umarmen.

„Ich bin überzeugt, daß er zufrieden sein wird," entschlüpfte ihr dabei.

Nun kam alles an den Tag, das Geheimniß wurde enthüllt. Er war der Verfasser eines berühmten Stückes, das er demnächst zur Aufführung bringen wollte, allein die Schauspielerin, der die Rolle der Heldin zugetheilt war, gefiel ihm nicht, weil ihr die Schönheit fehlte, die dazu unbedingt erforderlich war. Clayron war mit dem berühmten Dichter bekannt und hatte von seiner Schülerin mit so warmen Worten des Lobes gesprochen, daß sich der Schriftsteller bereit erklärt hatte, eine Probe mit ihr zu machen, und diese war auf den nächsten Vormittag festgesetzt.

Der große Dichter bewohnte ein schönes Haus, seine Erfolge gestatteten ihm, sich mit einer glanzvollen Einrichtung zu umgeben, und als Miriam den prächtigen, von zartem Blumenduft erfüllten Salon betrat, fühlte sie sich gleich zu Hause. Ihr altes, glückliches Dasein schien für den Augenblick wieder aufgelebt zu sein, und sie wunderte sich, daß sie den Verlust dessen, was einst so wesentlich für sie gewesen war, nicht tiefer empfunden hatte.

Das berühmte Mitglied de l'Académie française legte keine große Eile an den Tag, den bescheidenen Schauspieler und seine Schülerin zu empfangen, und Miriam fühlte, wie sich ihrer eine nervöse Unruhe über die Verzögerung bemächtigte, während Clayron, der ans Benehmen hervorragender Schriftsteller gewöhnt war, vollkommen ruhig blieb.

Endlich erschien der große Mann und ersuchte Clayron und die junge Dame, in sein Arbeitszimmer einzutreten. Jetzt, wo er zum Empfange bereit war, zeigte er sich in der That als ein sehr höflicher Herr. Er sagte Miriam sogleich einige Schmeicheleien über ihre Erscheinung und ließ sich sodann auf seinem Sessel mit einem Seufzer nieder, woraus Miriam schloß, daß sie nicht die erste sei, die sich vorgestellt habe, um gewogen und zu leicht befunden zu werden. Eine seltsame Angst stieg in ihr auf, ein Gefühl, daß sie im Begriffe sei, ihre letzte Karte auszuspielen.

Während Clayron einige Fragen über den Bildungsgang seiner Schülerin beantwortete, schickte sich Miriam an, mit ihrem Lehrer vor dem großen Manne zu spielen, eine viel schwierigere Prüfung als das Erscheinen vor einem vollen Hause. Angesicht zu Angesicht mit einem einzigen Richter war ihre Stimme unsicher, und ihr Accent machte sich sehr peinlich geltend, während sie die ersten Worte ihrer Rolle sprach. Bald faßte sie jedoch Muth, und einigemal hob der Schriftsteller die Augen und etwas, was einem Aufleuchten der Befriedigung glich, flog über seine Züge.

Als der Auftritt beendet war, trat ein kurzes Schweigen ein.

"Gestatten Sie mir, Ihnen meine Anerkennung auszusprechen," sagte der große Mann, indem er sich erhob. „Sie haben natürliche Anlagen und ein schönes Organ — nur schade, daß sie Ausländerin sind. Ihr Spiel hat mir sehr gut gefallen, sehr gut, und Sie können gar nicht in bessern Händen sein, als in denen Clayrons; es gibt keinen tüchtigern Lehrer in Paris. Ich bedaure sehr, daß mich anderweitige Verpflichtungen des Vergnügens berauben, noch mehr von Ihnen anzuhören."

Auf der Schwelle des Zimmers hielt der Schriftsteller den Schauspieler an, während Miriam weiter ging. Als Clayron sie wieder einholte, sah sie erwartungsvoll zu ihm auf und begegnete seinem gütigen, mitleidigen Blick, worin sie ihr Schicksal las.

„Der Accent hat's wieder gethan," murmelte der brave Mann. „Sie waren erregt, und da — da — mein armes Kind, Sie thun mir so leid, so furchtbar leid!"

Eine Weile schritten sie schweigend nebeneinander her, dann bat Miriam ihren Lehrer, allein nach Hause zu gehen, da er wohl erwartet werde. Der Morgen sei so schön, daß sie einen Gang durch den Tuileriengarten machen wolle. Das arme Mädchen mußte allein sein, und Clayron, der das herausfühlte, verließ sie und machte sich Vorwürfe, vergebliche Hoffnungen in ihr geweckt zu haben.

Miriam lächelte, als ihr gütiger Freund ihr guten Morgen wünschte, allein als er verschwunden war, verließ sie all ihr zur Schau getragener Muth. Sie warf den dichten Schleier zurück, den sie stets trug, um nicht von alten Bekannten erkannt zu werden, und blickte verzweiflungsvoll zum friedlichen Himmel empor, als ob sie von dort Hilfe erwarte.

Daß alle ihre Hoffnungen unvernünftig gewesen sein, daß ihr Jedermann von vornherein gesagt hatte, sie bedürfe mindestens drei Jahre der Ausbildung, während jetzt seit ihrer ersten Unterrichtsstunde kaum mehr als ein Jahr verflossen war, gestand sie nicht zu. Wieder und wieder klagte sie das Schicksal an, das sie feindlich und ungerecht schalt.

Sie suchte einen etwas abseits des belebteren Theils des Gartens befindlichen Sitz, wo sie ungestört nachdenken konnte. Die Vorübergehenden beachtete sie nicht, sie hörte nicht einmal deren Schritte auf den Kieswegen. Plötzlich fuhr sie infolge eines in ihrer Nähe ausgestoßenen Ausrufs zusammen und erhob sich mit einem Schreckensschrei. Vor ihr, beide Hände wehmüthig flehend nach ihr ausstreckend, das schöne Gesicht von wahrer Freude verklärt, stand der Fürst von Cavalmonte.

„Miriam! Meine schöne Miriam, Sie hier?"

Es war, als ob alle die bitteren, seit ihrer letzten Unterredung vergangenen Monate gar nicht wirklich gewesen wären. Zuerst hatte sie freilich unwillkürlich entfliehen wollen, aber als sie jetzt den warmen Druck seiner Hand fühlte, als sie sah, wie seine Augen vor Freude und Liebe strahlten, da schwand ihr stolzer Entschluß. Sie erlaubte ihm, sich neben sie zu setzen, und lauschte zitternd und mit thränenerfüllten Augen den weichen, klangvollen Liebesworten, die ihm so leicht über die Lippen strömten. Noch soeben war sie sich so einsam und verlassen vorgekommen, und nun empfand sie, daß sie geliebt und bewundert werde, daß sie nicht mehr allein in der grausamen Stadt sei und daß, wenn andre sie nicht zu würdigen verstanden, ihr Giulio wenigstens wisse, was sie werth sei.

Freilich hatte diese Werthschätzung nicht genügt, ihn zur Heirath zu veranlassen, aber das war ja nun schon so lange her, und sie hatte inzwischen eingesehen, wie schwierig es für ihn gewesen wäre, sie damals zu heirathen. Aber er liebte sie wenigstens, er würde ihr Freund sein — da er nur das sein konnte — und sie stand ja allein in der Welt, so ganz allein und ohne Freunde, wie konnte sie die Trostesworte zurückweisen, die er ihr zuflüsterte? Und sie wies sie nicht zurück.

Fünfzehntes Kapitel.

Clayron und seine Frau schüttelten den Kopf über die augenscheinliche Entmuthigung der amerikanischen Schülerin. Das ihren schauspielerischen Anlagen in so allgemeinen Ausdrücken gezollte Lob hatte eine große Veränderung in dem jungen Mädchen bewirkt. Ihr glühender Wunsch, vorwärts zu kommen, ihr Eifer, ihre unermüdlichen Bemühungen, die ihr gegebenen Lehren zu verstehen, waren dahin, Energie bewies sie wohl noch, aber die lange und geduldige Ausdauer, die sich von keiner Schwierigkeit abschrecken läßt, die war nicht mehr vorhanden. Und doch hatte der Lehrer Vertrauen in seiner Schülerin Fähigkeiten. In ein paar Jahren konnte es ihr gelingen, sich die Pforten eines angesehenen Theaters zu erschließen. Aber war sie im stande, so lange zu warten? Reichte ihr kleines Vermögen bis dahin aus?

Noch etwas andres machte dem Schauspieler Sorge. Er hatte die stolze Zurückhaltung des schönen Mädchens, die anscheinende Unkenntniß jeder Gefahr, die aus ihrem Alleinstehen hervorgehen könnte, ihr beinahe klösterliches, nur den Studien gewidmetes Leben, die Sorgfalt, womit sie sich verhüllte, um nicht die Aufmerksamkeit Begegnender zu erregen, in hohem Grade bewundert. Er, der die Gefahren, denen junge, schutzlose, schöne Mädchen ausgesetzt sind, so genau kannte, vermochte in seinen Gesprächen mit seiner Frau Miriam nicht genug zu loben, und er war zu dem Schlusse gelangt, daß die dem amerikanischen Charakter eigene gewisse stolze Reinheit ein Talisman sei, der alle Gefahr abwende. Seine zartfühlende Achtung für diese Unschuld, die nicht die der Unwissenheit sein konnte, hatte ihn veranlaßt, besonders sorgsam in der Wahl seiner Worte zu sein, wenn er mit Miriam Rollen durchsprach, die sie lernen sollte. Was ihn aber am meisten befremdete, das war, daß diese große Zurückhaltung, diese scheinbare Unmöglichkeit, die Nachtseiten des Lebens zu verstehen, sie keineswegs abhielt, wahre Leidenschaft in ihr Spiel zu legen.

Allein seit dem Sommertag, wo Clayron seine Schülerin zu dem großen Dichter geführt hatte, bemerkte er eine gewaltige Veränderung in ihr, etwas mehr als erschlaffenden Eifer.

Miriam liebte. Er kannte die Anzeichen zu genau, als daß eine Täuschung möglich gewesen wäre. Aber wen? Wie war es gekommen? Ein Geständniß zu erzwingen, dazu hatte er kein Recht, denn obschon Miriams gerades, offenes amerikanisches Wesen von Anfang an zu einer Art ungezwungener Vertraulichkeit geführt hatte, war diese doch mehr scheinbar, als wirklich. Jenseits einer gewissen Grenze war ihm alles verschlossen und geheimnißvoll.

Es war vollkommen wahr: Miriam liebte. Als der Fürst ihr Verlobter war, als sie wußte, daß er sie wirklich liebte, war ihr eigenes Herz ziemlich unberührt geblieben. Jetzt aber lag die Sache anders. Sein Jubelschrei, als er sie so unerwartet wiedergefunden hatte, war ihr zu Herzen gegangen. Sie hatte sich während der langen, langen Monate so verlassen gefühlt, sie war so überrascht, so gekränkt und gedemüthigt gewesen, als sie entdeckte, sie könne so preisgegeben und vergessen werden, daß ihr jetzt etwa so zu Muthe war, wie einem Halbverhungernden, der an eine reich besetzte Tafel geführt wird. Was sie neben Giulio selbst in ihm liebte, war ihre eigene glückliche Vergangenheit, die Herrlichkeit und der Glanz des Lebens, der Schimmer des Goldes, die Ruhe eines vor der bitteren Nothwendigkeit harter Arbeit und schwerer Sorge beschirmten Daseins. Giulio, meinte sie, liebe sie noch, er fähe ein, daß er einen großen Fehler begangen habe, als er sie aufgab, deshalb würde er sie jetzt gewiß heirathen, und dann war alles wieder gut. Wie viel besser wäre das, als nach einem unmöglichen Erfolge auf der französischen Bühne zu sterben, unter Leuten, die ihre Leistungen nicht würdigen wollten und konnten.

Voll Entzücken lauschte sie seinen Liebesbetheuerungen. Kein Vorwurf über seinen früheren Wortbruch kam über ihre Lippen. Warum auch? Er bereute ja und wollte alles wieder gut machen. Die Zeit, die seit dem großen Krach vergangen war, erschien wie ein furchtbarer Traum, und jetzt erwachte sie wieder zum Leben, und das Leben war so schön.

In ihrer Pension konnte sie den Fürsten natürlich nicht empfangen, und er war der erste, der das einsah. Aber das Wetter war im Juni herrlich, und beinahe jeden Tag trafen sie sich irgendwo, am häufigsten an dem stillen Plätzchen des Tuileriengartens, wo er sie zuerst wiedergesehen hatte. Dann blieben sie ein Stündchen beisammen und verabredeten, ehe sie sich trennten, das nächste Stelldichein. Die dazwischen liegende Zeit verlebte Miriam wie in einem Traum, worin sie sich jedes Wort ihres Geliebten und den Tonfall, womit er gesprochen hatte, ins Gedächtniß zurückrief. Auch er gedachte ihrer inmitten seines geschäftigen Lebens in der großen Welt, aber in etwas andrer Art, und er schwor bei sich mit einem kräftigen italienischen Fluche, daß von allen Frauen, denen er begegnet sei, Miriam nicht nur die schönste, sondern auch die reizendste wäre.

Einmal überredete er sie, in seinen offenen Wagen zu steigen und mit ihm durch die grünen Wälder am Ufer der Seine nach Meudon zu fahren. Sie sah, daß Wagen und Pferde überaus schön waren, und als sie eine Bemerkung darüber machte, sagte er so obenhin, er sei jetzt viel reicher, als früher. Das erklärte alles. Vor sechzehn Monaten, als der Krach gekommen war, hatte er sie nicht heirathen können, weil er zu arm gewesen war, jetzt aber, wo er reich geworden war, befand er sich in einer Lage, die ihm gestattete, nur noch an sein und ihr Glück zu denken.

In seinen langen Liebesgesprächen redete er indessen nie von Heirath, allein sie nahm sich vor, geduldig zu sein; der Antrag konnte ja gar nicht ausbleiben.

Eines Morgens, als sie sich in den Champs Elysées getroffen hatten, machte der Prinz den Vorschlag, ins Palais de l'Industrie einzutreten. Um diese Tageszeit seien nur wenig Menschen im „Salon", und es mache ihr vielleicht Vergnügen, die Ausstellung, deren Schluß nahe bevorstand, zu sehen. Miriam stimmte bereitwillig zu.

Langsam und in leisem Gespräche durchschritten sie die fast verlassenen Räume, ohne den Bildern viel Aufmerksamkeit zu schenken; dagegen sahen sie sich um so häufiger an und setzten sich schließlich zusamen auf einen Diwan.

Miriam hatte beobachtet, daß die wenigen anwesenden Besucher sie und ihren Begleiter etwas spöttisch-neugierig anschauten, und das verursachte ihr Unbehagen. Der Prinz müsse nun aufhören, allgemeine Redensarten zu machen, und sie bitten, seine Gattin zu werden, meinte sie, und beschloß, eine Aussprache alsbald herbeizuführen.

Allein einen solchen Entschluß zu fassen, ist leichter, als ihn auszuführen. Sache des Mannes ist es, den Heirathsantrag zu stellen, und ein junges Mädchen, mag seine Lage auch noch so ungewöhnlich sein, nimmt Anstand, Erklärungen in dieser Hinsicht zu fordern. Miriam ließ die Zeit hingehen und betrachtete träumerisch ein großes Gemälde — Feldarbeiter, die Mittagsrast hielten, während sie den süßen Reden des Italieners lauschte. Allein ein Wort Giulios ließ sie aufhorchen: er deutete seine bevorstehende Abreise von Paris an.

„Sie reisen ab?"

Sie hatte ihren traumhaften Zustand völlig abgeschüttelt und sah ihn mit flammenden Augen an. Er hielt den Blick aus, und seine eignen Augen waren so voll Leidenschaft, daß sie sich beruhigt fühlte, aber seine Stimme zitterte ein wenig, als er gewissermaßen vorsichtig tastend fortfuhr: „Ich hatte die Absicht, wie alle Welt, nach den großen Rennen abzureisen, aber es war mir unmöglich. Ich war zu glücklich, Sie wiedergefunden zu haben, und wollte Sie nicht so bald wieder verlieren. Ach, Miriam, wenn Sie mich so innig liebten, als ich Sie liebe — —"

„Ich liebe Sie von ganzem Herzen; was verlangen Sie mehr?"

Er ergriff ihre Hand und streichelte sie leise.

„Wenn ich Sie nur weit, weit wegführen könnte! Ich besitze eine reizende alte Villa am Comekfee mit schattigen Gartenpfaden, Marmortreppen, an denen die Wellen plätschern. Nachts ist der Garten von den Liebesliedern der Nachtigallen erfüllt, und Sie sollten nur mal sehen, wie schön es ist, wenn der Mondschein auf dem See, den breiten Wegen und dem grünen Rasen schlummert. Dort wären wir allein, Sie und ich — Sie und ich."

Die letzten Worte umschmeichelten sie wie eine Liebkosung. „Wenn ich Ihr Weib bin, dann können Sie mich dahin führen," hätte Miriam gern gesagt, aber die Worte wollten nicht kommen, ihre trockenen Lippen theilten sich, allein nicht ein Laut drang darüber. Mit gespannt fragenden Blicken sahen ihre Augen zum Geliebten auf, wenn auch der Mund stumm blieb. Er schien beunruhigt, und seine Farbe wechselte jäh.

„Warum sollte der Traum nicht Wahrheit werden, meine süße Miriam?" fuhr er fort. „Sie stehen ganz allein in der Welt, Sie halten Ihr Geschick in der eigenen Hand, und es könnte ein glückliches Schicksal werden, voll Liebe und Behütsamkeit vor allem Uebel. Ich bin jetzt reich. Meine Gemahlin — — —"

„Ihre Gemahlin?"

Mehr konnte sie nicht hervorbringen. Sie entriß ihm ihre Hand und starrte ihn mit brennenden Augen an, die allein in ihrem todtenbleichen Antlitz zu leben schienen.

„Ja, meine Frau. Ich war gezwungen, zu heirathen, und zwar rasch, denn ich hatte Schulden. Die Verbindung ist durch eine Agentur zu stande gebracht worden. Meine Frau ist Cubanerin und ungeheuer reich, aber wir haben keine drei Monate zusammen gelebt — sie hat mir das Dasein zur Hölle gemacht! Aber sie hatte den Titel — wir sind beide zu gute Katholiken, als daß wir an eine Scheidung dächten — und sie war bereit, für ihren Rang zu bezahlen. Ich habe die Hälfte des Vermögens in Händen und darf sind beide frei, zu thun und zu lassen, was wir wollen. Frei! Verstehst Du mich, Miriam, meine liebste Miriam? Du allein würdest in Wahrheit mein Weib sein!"

Sie war wie zu Stein erstarrt, und ihr Todesschweigen begann ihn zu beunruhigen. Wollte sie am Ende gar ohnmächtig werden? Sollte es einen Auftritt geben und würden sich am Ende Leute um sie sammeln? Was hatte sie denn wohl gedacht, was gehofft?

Aber Miriam wurde nicht ohnmächtig, und es gab keinen Auftritt. Sie lächelte sogar — solch ein herzzerreißendes Lächeln!

„In Wahrheit Ihr Weib?" sprach sie nach einer Weile. „Das Weib eines verheiratheten Mannes?"

„Als ob eine Ehe, wie die meine, in Betracht käme!"

„Sie haben einen Fehler gemacht, Durchlaucht. Ich bin nicht das, wofür Sie mich halten. Gehen Sie! Unterstehen Sie sich nie wieder, mich anzureden. Hören Sie nicht, verstehen Sie mich nicht? Gehen sollen Sie, oder ich wende mich an den ersten Herrn, der vorüberkommt, und bitte ihn, mich vor dem Schimpf Ihrer angeblichen Liebe zu schützen."

„Aber mein Gott! Es ist wahre Liebe, Miriam, leidenschaftliche, unvergängliche Liebe! Und trotz Deiner grausamen Worte liebst auch Du mich!"

Sie rührte sich kaum, und kein Ton kam über ihre Lippen, aber sie wandte ihm ihr bleiches, schönes Antlitz zu, und der Blick unfaßbarer, beinahe mitleidiger Verachtung für die Empfindung, die er Liebe nannte, sprach so deutlich daraus, daß er aufsprang, als ob er einen Schlag empfangen hätte, und nach einer tiefen Verbeugung davoneilte.

Regungslos blieb sie sitzen und versuchte zu denken, zu begreifen, aber die Anstrengung war zu groß, und alles wirbelte in ihrem Kopfe. Dann faßte sie das Bild, das gerade vor ihr hing, fest ins Auge, als ob sie ihre Gedanken zwingen wollte, sich zu sammeln, und es erschien ihr, als ob die Bauerngestalten zum Leben erwachten und ihr leise, mitleidige Trostesworte zuflüsterten.

Es war ein großes, flott gemaltes Bild in gut getroffenem Freiluftton. Am Rahmen hing eine kleine Karte mit den Worten: Troisième Médaille. Im Schatten einer Heudieme ruhte ein Landmann, während ihm seine Frau, ein gesundes, dralles junges Weib, das Mittagsmahl reichte, und zwischen ihnen spielte ein hübsches, lachendes kleines Kind. Es war ein gemüthvoller, glücklicher Vorgang, den der Sommersonnenschein vergoldete. Und die unglückliche Miriam, die das Bild halb unbewußt anstarrte, beneidete diese Bauern, um ihr einfaches Leben, ihre bescheidenen Freuden. War das nicht schließlich das wahre Glück? Was hatt: sie vom Glück kennen gelernt? Die Genüsse eines Lebens übermäßigen Reichthums, umschmeichelter Eitelkeit, die Hoffnung auf noch größeren Glanz, einen stolzen Titel, vornehme Verwandte und Bekannte — das war es, was sie kennen gelernt hatte. War sie jemals wirklich glücklich gewesen? Der Winter hatte ihre Seitenblase mit seinem kalten Hauche berührt, und diese war zerplatzt, und nun war sie wie eine trockenes Blatt im Herbst, das dem Winde folgt, wohin er's trägt.

Es war Mittag, und beinahe alle Besucher waren gegangen. Nur einer war geblieben und ging leise hin und her ohne daß Miriam seiner geachtet hätte, obgleich er sie kaum aus den Augen ließ. Schließlich setzte er sich ins nächste Zimmer, jedoch so, daß er sie sehen konnte.

Es war Raoul Bertrand.

Endlich war sein Streben von Erfolg gekrönt worden: sein Bild, das einen guten Platz gefunden hatte, war von einigen Kritikern gelobt und von den Preisrichtern durch die so lange ersehnte Medaille ausgezeichnet worden. Welche Freude herrschte in seinem bescheidenen Atelier, als die herrliche Botschaft kam! Raoul bedurfte eines Erfolges, denn seine alte frohgemuthe Stimmung hatte ihn ganz verlassen. Nicht, daß er ein trübseliger, liebeskranker Schäfer gewesen wäre; dazu war seine Natur viel zu gesund. Er arbeitete sehr angestrengt und schien nur glücklich zu sein, wenn er arbeitete. Malte er nicht, dann saß er am liebsten bei Miette und las ihr vor, was er jetzt lieber that als früher. Niemals machte er die geringste Anspielung auf die Vergangenheit, aber er war verändert, gewaltig verändert.

Die sechs Monate, die er auf dem Lande verlebt hatte, waren jedoch eine große Wohlthat für ihn gewesen. Fern von der Welt, wo Erbinnen von Silbergruben ein frevles Spiel mit ehrlicher Männer Herzen treiben, war er nach und nach moralisch gesundet, wenn auch die alte lebenslustige Stimmung noch nicht wieder da war. Nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt war er zuerst wieder ruhelos geworden, allein es hatte nicht lange gedauert. Alle seine Thatkraft richtete sich auf die Vollendung seines großen Bildes, denn er wollte etwas daraus machen, was alle seine früheren Leistungen in Schatten stellte. Die freudige Erregung, als er sich endlich am Ziele fand, und die stolze Befriedigung über die ihm zuerkannte Auszeichnung thaten Wunder zur Vollendung seiner Gesundung.

Nun erhob sich mit roher Plötzlichkeit die Vergangenheit vor ihm.

Sechzehntes Kapitel.

Als Raoul Miriam und den Fürsten sah, hielt er diesen für ihren Gatten, denn von dem, was vorgefallen war, wußte er nichts. Er folgte ihnen in gemessener Entfernung, wobei sein Herz in stürmischer Heftigkeit hämmerte.

Darauf ließen sich die beiden vor seinem Bilde nieder, und er fühlte sich seltsam bewegt, als er sie beobachtete. Er sah wohl, daß sie zusammen sprachen, ohne sein Werk besonders zu beachten, aber sie blieben lange sitzen. Endlich nahm er wahr, wie sich der Fürst hastig verbeugte und Miriam verließ. Das sah gar nicht aus, wie die Trennung eines Ehepaares, und der Ausdruck des Fürsten kam ihm auch sehr sonderbar vor. Indessen war dieses Trauerspiel im wirklichen Leben nicht von lauten Worten, kaum von einer ungewöhnlichen Gebärde begleitet gewesen, wie konnte also ein Zuschauer ahnen, daß es ein Trauerspiel sei?

Raoul wurde zuletzt sehr ungeduldig. Obgleich er sich ziemlich verborgen hielt, fühlte er ein unbesiegbares Verlangen, daß Miriam ihn erkennen möge. Zweimal ging er vorüber, aber ihre Augen sahen ihn nicht. Nun bemerkte er, daß ihr Angesicht in seiner Starrheit ein wahres Bild der Verzweiflung war, und das Herz stand ihm still. Er eilte zu ihr und ergriff beinahe mit Gewalt ihre Hand. Wie geistesabwesend blickte sie zu ihm auf und erkannte ihn im ersten Augenblick nicht, doch dann strömte ihr das Blut in das weiße Antlitz; sie versuchte zu sprechen, vermochte aber keinen Laut hervorzubringen.

„Sie sind krank!" rief er. „Kann ich Ihnen beistehen? Ihr Herr Gemahl war ja noch soeben bei Ihnen. Soll ich ihn zurückrufen?"

Zuerst verstand sie ihn nicht. „Mein Gemahl? Mein Gemahl? Ich bin nicht verheirathet," murmelte sie, und dann machten sich ihre lang zurückgedrängten Gefühle auf natürliche Weise Luft: sie brach in Thränen und herzbrechendes Schluchzen aus. In diesem Augenblick waren sie ganz allein, und sie scheute sich nicht, ihn ihre Verzweiflung sehen zu lassen, denn sie entsann sich, daß er sie einst geliebt hatte, und in diesem Gedanken fand sie einen gewissen Trost in ihrem Elend; nur war es schon so lange her.

Er suchte sie zu beruhigen wie ein weinendes Kind, und all sein männliches Zartgefühl und seine Ritterlichkeit erwachten in ihm. Sie war unglücklich, und ihr Unglück brachte sie ihm nahe. Aber warum sie so unglücklich war, begriff er nicht — sie, die geboren zu sein schien, ewig zu herrschen und angebetet zu werden. Allmählich erholte sich Miriam etwas, das Schluchzen hörte auf, und sie trocknete sich die Augen.

„Entsinnen Sie sich noch unsres letzten Gespräches, Monsieur Bertrand? Damals sagten Sie mir, daß ich, die ich Ihnen zum Zeitvertreib Qualen verursacht hatte, auch noch an die Reihe kommen werde, das Leid kennen zu lernen. Das ist beinahe sofort in Erfüllung gegangen, aber lassen Sie mich zu meiner Entschuldigung nur das eine sagen, ich hatte keine Ahnung, daß ich ein so grausames Spiel mit Ihnen trieb — junge Männer verlieben sich ja so leicht. — Ja, meine Leiden haben beinahe sogleich begonnen."

„Und — der — Fürst?" stammelte Raoul, aber er war nicht im stande, hinzuzufügen: „Hat er Sie verlassen?" Indeß Miriam verstand ihn, es bedurfte weiter keiner Worte.

„Ja, ja," beantwortete sie seine unausgesprochene Frage. „Er konnte ein vermögensloses Mädchen nicht heirathen.

„Vermögenslos?" wiederholte Raoul.

„Ja, haben Sie denn nichts davon gehört, daß unsre Silbergrube erschöpft ist? Ganz Paris hat doch eine ganze Woche lang davon gesprochen."

„Ach nein, ich war fort von Paris und habe nichts von dem erfahren, was hier vorging."

„Auch ich habe mich wie Sie länger als ein Jahr von der Welt zurückgezogen. Ich habe angestrengt gearbeitet, um mir meinen Lebensunterhalt verdienen zu können. Den Fürsten habe ich vor ein paar Wochen zufällig wieder getroffen, aber soeben erst entdeckt, daß er verheirathet ist."

Miriam sprach das alles ganz ruhig, als ob sie zu müde, zu abgespannt wäre, Entrüstung zu empfinden, aber Raoul fuhr in die Höhe und erhob drohend die Faust.

„O, bitte, Ihre Sache ist es nicht, das mir angethane Unrecht zu rächen."

„Aber ich will!" murmelte Raoul mit zusammengebissenen Zähnen.

„Nein, nein!" rief Miriam matt. Nun erzählte sie ihm in derselben matten Stimme ihre Geschichte, und es gewährte ihr Erleichterung, von ihrem Elend zu sprechen, und Trost, daß ihr jemand mit Theilnahme zuhörte. Hierauf fragte sie ihn nach seinen Erlebnissen, und er antwortete voll dankbarer Bereitwilligkeit, glücklich, daß sie bei all ihrem großen Leid noch Interesse für ihn übrig hatte. Miriam wurde stets für theilnahmsvoller gehalten, als sie in Wirklichkeit war; der Ausdruck ihrer Augen, der Ton ihrer Stimme ließen ihre Worte bedeutsamer erscheinen, als sie gemeint waren.

Sie war sehr froh, daß sie ihn getroffen hatte. Das ruhige Sprechen über sie selbst und ihn hatte ihr wohlgethan und sie etwas beruhigt. Als sie sich endlich erhob, um zu gehen, bat er um die Erlaubniß, sie nach Hause zu begleiten, denn sie sei schwach und möchte seines Armes bedürfen; und sie gestattete es.

Unter den Kastanien der Avenue war es wundervoll, und der Arc de Triomphe stieg, von der grellen Mittagssonne beschienen, blendend vor ihnen empor. Alles athmete Freude und Hoffnung, und trotz allem schien das Leben diesen beiden jungen Menschenkindern zu lächeln. Raoul, der Miriam in früheren Tagen als triumphirende Göttin gekannt hatte, fand sie in ihrer Erniedrigung unendlich viel rührender, weiblicher und anziehender, auch stand sie ihm viel näher, war mehr in seinen Bereich gerückt.

Noch ehe sie in Miriams Pension ankamen, war es dieser klar geworden, daß sie der ehrliche junge Mann binnen kurzem bitten würde, ihm ihre Hand fürs Leben zu reichen, und sie war vom nutzlosen Kampfe so ermattet, so voll Sehnsucht nach Ruhe, so zerschlagen durch ihren jähen Sturz, daß sie wußte, sie werde seinen Antrag annehmen, und doch schauderte ihr bei dem Gedanken. Raoul war arm und eines Arbeiters Sohn, und sie haßte die Armuth und liebte hochtönende Titel. Aber andrerseits hatte sie auch von Malern gehört, die reich geworden waren, sich schmucke Villen bauten und sie mit feinem Geschmack einrichteten. Warum sollte Raoul nicht schließlich noch ein berühmter und feiner Maler werden? Jedenfalls war sie jetzt vor die Wahl zwischen zwei Dingen gestellt: Rückkehr nach Amerika mit dem demüthigenden Eingeständniß ihrer Niederlage und der Bitte um Hilfe von denen, die sich mit Recht über ihre frühere Trennung von ihnen verletzt fühlten, oder Ergreifen dieser sich ihr unerwartet bietenden Gelegenheit zur Verheirathung.

Raoul besuchte sie jeden Tag, denn es war Miriam gleichgiltig geworden, was ihre spionirenden Nachbarn sagten, und bei seinem dritten Besuche, bat er sie, zitternd vor Furcht und Hoffnung, aber sie wahnsinniger liebend als je, sein armes Leben und seine bescheidene Zukunft zu theilen. Statt jeder Antwort legte sie ruhig ihre Hand in die seine.

Als sie Clayron ihre bevorstehende Verheirathung mittheilte, wandte sich der Schauspieler mit einem triumphirenden Lächeln nach seiner Frau um.

„Habe ich's nicht gesagt?" rief er. „Sie ist schon seit mehr als einem Monat verliebt gewesen. Ja, ja — ja, ja, einen alten Komödianten führt man nicht so leicht hinters Licht."

Was Clayron aber nicht verstand, das war das räthselhafte Lächeln seiner Schülerin — ein bittetes und sehr trauriges Lächeln, wie es ihm vorkam.

Ja, Miriam war verliebt gewesen, aber nicht in den Mann, dem sie demnächst die Hand vor dem Altare reichen sollte.

(Fortsetzung folgt.

— Milderungsgrund. — „. . . Du, Deine Frau ist ja aber 'ne alte Schachtel! — Ja, aber Geldschachtel!

— Mir ist manches schon passirt. — A.: Waren Sie in Ihrem Leben schon einmal in Geldverlegenheit? — B.: Einmal in meinem Leben war ich nicht darin!

— Vorschlag zur Güte. — Maler: Verteufeltes Pech! Alle meine Portraits werden mir wegen Unähnlichkeit zurückgeschickt! — Assessor (Jagdliebhaber): Nun, so versuchen Sie's doch 'mal mit dem Treiber Michels der ist bis jetzt immer getroffen worden!

Für die Küche.

Ochsenschwanzsuppe. Ein Ochsenschwanz wird in Stücke zerschnitten, mit kaltem Wasser bis zum Kochen gebracht, mit frischem Wasser abgespült, mit einigen Scheiben magerem Speck, Zwiebeln, Gelbrüben, Sellerie, einem Lorbeerblatt, drei Nelken, einigen Pfefferkörnern und etwas Salz in eine Kasserolle gelegt. Hier läßt man es fünf Minuten schwitzen, gießt dann ein Pint Weißwein, ebensoviel Fleischbrühe dazu, bringt es auf's Feuer und läßt es langsam weich dämpfen. Die Essenz wird durch ein Haarsieb geseiht, abgefettet, mit etwas brauner Sauce und Fleischbrühe vermischt, die Stücke dazu gethan und mit einem Glas Madeira vollends weich gekocht, öfters abgeschäumt und entfettet.

Junge Hühner gedünstet. Die Hühner werden roh zerlegt und in einen passenden Schmortopf mit 10 Eßlöffeln feinen Provenceröls gelegt (man kann nach Belieben auch Butter statt des Oels nehmen), mit Salz und Pfeffer bestreut und unter öfterem Umwenden eine halbe Stunde darin gebraten, bis sie auf allen Seiten goldbraun sind. Man läßt sie alsdann mit einem Kräuterbündel, kleinen Champignons, Trüffelscheiben und einigen kleinen Zwiebelchen zugedeckt, vollends weich dünsten. Inzwischen bereitet man die Sauce, indem man ein Pint Weißwein mit feingehackter Petersilie, gehacktem Chalotten, Schnittlauch und ein wenig Knoblauch, nebst einigen Löffeln Kraftbrühe, Salz und Pfeffer zum Kochen bringt, unter f